

Thomas Käsbohrer

EIN SOMMER LANG SIZILIEN.

Mit einem
kleinen Segelboot
rund um den
Ätna.

In der einen Hand die Pinne.
In der anderen das Eis.

Lese-
probe

millemari.

Thomas Käsbohrer

EIN SOMMER LANG SIZILIEN.

Mit einem
kleinen Segelboot
rund um den
Ätna.

In der einen Hand die Pinne.

In der anderen das Eis.

millemari.

Inhalt

1.	Am Stiefelabsatz. In Santa Maria di Leuca	7
2.	Santa Maria di Leuca. Giuseppe und Flic. Der Hund, der Mathe kann.	10
3.	Die Überfahrt nach Sizilien. Die erste Nacht.	13
4.	Die Überfahrt nach Sizilien. Der Morgen.	18
5.	Die Überfahrt nach Sizilien. Der Tag.	22
6.	Die Überfahrt nach Sizilien. Die zweite Nacht.	25
7.	Ankommen unterm Ätna. Und: Abenteuer in der Hafendar.	33
8.	Catania. Wenn Fischerboote reden könnten.	36
9.	Catania. Auf dem Ätna.	41
10.	Spaziergang in Siracusa.	44
11.	Sizilien im Winter.	51
12.	Punta Secca. Menschen am Meer. Warum manche Menschen im Winter gerne auf dem Boot leben.	55
13.	Auf dem Boot. Im Gründonnerstagssturm.	60
14.	Unterwegs auf Sizilien. Mit der Eisenbahn.	66
15.	Die Flüchtlingsschiffe. Auf dem Schiffsfriedhof von Pozzallo.	72
16.	Das Blau des Meeres an der Südküste.	78

17. Unterwegs in den Schluchten von Pantalica.	82
18. Ragusa. 104 Kugeln. Oder: 104 Arten, mit einem Boot die Welt neu zu entdecken.	89
19. Einhand von Sizilien nach Malta.	96
20. Und wie ist eigentlich Malta?	110
21. Unter Segeln. Einmal an Maltas Ostküste entlang. ..	113
22. Unter Segeln: Einmal um Maltas Westküste herum.	118
23. Menschen am Meer: Frankie.	122
24. Die schwimmenden Pferde von Gozo.	127
25. Sonntagabend auf Gozo: Am FULI-Kiosk.	129
26. Einhand unter Segeln. Von Malta nach Sizilien.	132
27. Auf Grund gelaufen.	136
28. Nach Sciacca. Oder: Wettlauf mit dem Gewitter.	142
29. Sciacca und der BREXIT.	147
30. Die Regatta der Lateinersegler in Sciacca.	153
31. Die Feier.	161
32. Mazara del Vallo.	170
33. In den Lagunen und Salinen von Marsala.	174
34. Ein Abendessen in der „Salumeria La Vecchia“ in Marsala.	182
35. Die ägadischen Inseln: Levanzo und die Grotta del Genovese. Unterwegs in die Steinzeit.	197
36. In den Straßen von Palermo.	205
37. Die Insel. Der Gestank. Und das Geblubber.	212
38. Einhand um Sizilien. In der einen Hand die Pinne. In der anderen das Eis.	217
39. Unterwegs im Krater.	224
40. Unterwegs in der Straße von Messina.	228
41. Das nicht so schöne Sizilien. Die Gier. Die Armut. Der Müll. Und die Mafia.	236
42. Catania. Zum Letzten.	243
Anhang: Weblinks.	246
Dank.	250
Impressum.	253

*Und vergiss nicht:
Es ist bloß Geschreibsel.*



1.
Am Stiefelabsatz.
In Santa Maria di Leuca.

Beginnen wir bei ganz einfachen Dingen. Zum Beispiel beim Blau des Meeres. An diesem Morgen nach einem langen Nachtschlag herüber vom griechischen Korfu bis hierher sind wir unterwegs in Santa Maria di Leuca, ganz am Ende des Stiefelabsatzes, auf dem menschenleeren Lungomare, dem Spazierweg entlang des Meeres. Es ist Herbst. Ganz links: das Meer. Und während ich jetzt hinausschaue, kann ich nicht anders als festzustellen: Dies eigentümliche Glitzern auf dem Meer, das gibt es so doch nur an einem Ort. Das kann eigentlich nur Italien sein.

Natürlich stimmt das nicht, denn Meeressglitzern ist überall gleich, egal ob Ägäis oder Atlantik, ob Poros oder Puerto Rico. Meer ist schließlich Meer und Glitzern ist Glitzern. Und doch ...

Hätte mir jemand an diesem späten Oktobermorgen nach der langen Überfahrt eine Augenbinde abgenommen und mir das obige Foto gezeigt, ich hätte ganz sicher auf Italien getippt.

Am Strand, im Wasser unter dem Lungomare tummelt sich nur eine Handvoll Unentwegter, nicht mehr, obwohl es doch in dieser Jahreszeit am schönsten ist, am Meer zu sein. Die Lufttemperatur ist bei 21 Grad, das Meer bei 23 Grad, es ist also drinnen im Wasser wärmer als draußen, das konnten wir am frühen Morgen deutlich spüren, als wir uns noch vor dem Einlaufen in den Hafen draußen auf dem Meer ins Wasser stürzten. Und doch ist Santa Maria die Leuca herrlich verwaist an diesem Morgen. Im Supermarkt erklärt man uns, dass man heute für ein halbes Jahr schließen würde. Die leeren Regale werden gescheuert, kaum dass es dort noch etwas zu kaufen gibt. Santa Maria lebt im und lebt vom Sommer wie die meisten Orte am Meer, das ist das eine.

Das andere: dass dieser Ort offensichtlich eine lange Tradition als Sommerfrische, als Ferienort hat. Denn auf der anderen Seite des Lungomare reihen sich Ferienvillen und Sommerresidenzen der anderen Art aneinander. In irgendeiner Phase seiner langen Existenz scheint eine merkwürdige Bauwut in Santa Maria geherrscht zu haben. Nein, nicht der Stil des italienischen Futurismo, den ich so sehr liebe, die modernistische italienische Spielart des Bauhauses, sondern hier in Santa Maria di Leuca ist es ein architektonischer Stil-Mischmasch, ein wildes Deklamieren und Zitieren von Baustilen aller Epochen und aller Länder. Als da wären: Ein klein wenig orientalisch-muselmanisch unter duftenden Kiefern. Ein klein wenig maurisch. Ein klein wenig US-amerikanisches White House, ohne Oval Office. Und dann: Ein klein wenig von allem mit rosa Streifen drauf und getoppt von einem Leuchtturm, den der heutige Besitzer des Nachts von innen mit einer roten Laterne erhellt. Ein rotes Licht, das in die heranbrechende Nacht über Santa Maria di Leuca leuchtet und mich an die alte Warnung an die Seefahrenden denken lässt, auf dem Meer und vor allem in Hafenvierteln wachsam zu sein:

*„Nicht immer hält das rote Licht,
was es dem Fahrensmann verspricht.“*

Dazu noch die prächtigen Ochsenaugen im linken und rechten Flügel, mit bemerkenswert schön gearbeiteten Fensterläden behängt. Und weiter findet man: Ein klein wenig Neugotik. Ein klein wenig Neuromantik. Ein klein wenig Neurenaissance.

Alles sieht so aus, als hätte zwischen Gründerzeit und Erstem Weltkrieg irgendetwas, der Himmel weiß was, die wohlhabenden Sommerfrischler aus dem nördlicher gelegenen Lecce dazu verführt, genau hier ihrer Lust am Märchenhaften zu frönen und sich in einzigartigen Villenbauten auszutoben. Ein Disneyland der Baustile, das sich fröhlich dem Betrachter darbietet. Santa Maria di Leuca, von dem die Legende erzählt, dass hier der Ort war, an dem früher Sirenen von den Klippen herunter die Seefahrer in die Irre gesungen hätten, verwirrt die Sinne heutiger Reisender mit einem herrlich bunten Allerlei alter Sommerresidenzen, von denen die meisten nur darauf warten, aus ihrem Halbschlaf wachgeküsst zu werden. In den leeren Gärten und kleinen verfallenden Parks vor den Gebäuden niemand. Niemand – außer einem humpelnden alten Gärtner, der vor dem White House dürre Pflanzen begießt. *Die Villen von Santa Maria di Leuca*, ein neuer Titel, den ich aufnehmen in die lange Liste meiner ungeschriebenen Bücher.

Als die Sonne im Meer versinkt, wandern wir hinauf zum Leuchtturm auf der Sirenenklippe. Und erleben dort oben, genau unter dem Halbmond, im beginnenden Dämmerlicht eben jenen Moment, in dem der Leuchtturm sich an die Arbeit macht, sein Licht in der Dämmerung über der stillen Piazza plötzlich anspringt und sich mit langsamer, unendlich langsamer Bewegung drei Linsen um das Licht zu drehen beginnen. Drei geschliffene riesige Glaslinsen, die in der Nacht um das Licht herumkreisen – unentwegt und mit bedächtiger, gleichmäßiger Bewegung – und den Schiffen bis 50 Kilometer weit draußen, die halbe Strecke nach Korfu hinüber, den Weg weisen mit einem einfachen Lichtsignal, das auch uns letzte Nacht bis hierher geführt hat.

2.
Santa Maria di Leuca.
Giuseppe und Flic.
Der Hund, der Mathe kann.

Es ist eine verlässliche Größe in meinem Leben, seit ich mit 16 zum ersten Mal in diesem Land war und mit vor Staunen über die Schönheit weit geöffnetem Mund stunden-, tagelang durch Gassen und Märkte strich: meine Begeisterung für Italien. Korruption, Mafia, Chaos oder geldgierige Charaktere, denen ich begegnete, konnten nichts daran ändern: Ich betrete dieses Land mit einem Lächeln. Und ich verlasse es mit einem Lächeln. Irgendein selbsthypnotischer Vorgang ist da am Werk, eine unerklärliche Ausschüttung an Glückshormonen immer dann, wenn ich durch die Schönheit dieser Sprache und dieses Landes und seiner Küche streife. Was immer es ist: Bin ich hier, verlässt mich das Staunen nie.

Unser Streifzug entlang des Lungomare von Santa Maria di Leuca führt uns an allerhand Restaurants vorbei, die schon in

den Winterschlaf gefallen sind. Tische, Stühle im Inneren aufeinandergestapelt wie von Möbelpackern, keine Neonlampe, die mehr leuchtet, kein Duft von Spaghetti Frutti di Mare, der noch durchs Restaurant zieht, kein Kellner, der an den Tisch heranzwedelt und „Aqua senza gas“ und Wein herbeibringt: Invernale – Wintersaison. Am Strand ist nur noch das Lupo di Mare geöffnet, das Restaurant des eigenwilligen Giuseppe Petese. Und er, der „Lupo di mare“, der „Seewolf“, er empfängt seine Besucher im Restaurant mit den blauen Holzbänken über dem Meer aufs Eigenwilligste in vielerlei Arten. Da ist zunächst einmal das Schild am Lungomare neben dem Eingang. Mit Kreide steht in großen Buchstaben am Restauranteingang „Fidati“: „Trau dich.“ Muss ich mir Sorgen machen?

Dann ist da – zwischen allerhand anderen Raritäten – ein überlebensgroßes Poster an der Wand. Auf ihm: der Hausherr, der Seewolf höchstselbst, im Smoking, mit schwarzer Fliege, etwas spillerig als Salonlöwe im Gesellschaftsdress, doch überlebensgroß im Plakat – so wie eine italienische Fernsehshow, die jedem Normalbürger unverständliche Krone des farbigen Krachs, den Unterhaltung in Italien bietet, ihn erschuf. Dann eine Tafel mit Rechenaufgaben, mitten im Restaurant. Hoffentlich muss ich jetzt nicht öffentlich Kopfrechnen, bevor ich an meinen Teller mit Pasta komme.

Aber das mit dem Essen klappt untadelig. Als wir mit den Antipasti Mare, den Spaghetti mit Meeresfrüchten und dem frischen Schwertfisch endlich fertig sind, macht uns der Hausherr mit seinem Hund „Flic“ bekannt. Giuseppe hat nämlich Flic das Rechnen beigebracht. Und dafür braucht er die Tafel. Flic, der Hund, sitzt brav davor. Giuseppe deutet auf die erste Rechenaufgabe:

$$2 \times 2 + 2 = ?$$

Flic guckt auf sein Herrchen. Dann auf das Leckerli. Dann auf mich. Dann schüttelt er sich, als wolle er all die imaginären Flöhe aus seinem Fell loswerden, die ihn quälen. Blickt treu auf Giuseppe und – bellt. Sechs Mal. Sapperlott!

$$2 \times 3 + 1 = ?$$

Das dauert dann schon etwas länger. Irgendwie scheint der Hund im Gegensatz zu seinem Herrn zu denken, das das Leckerli doch auch leichter rüberwachsen könnte als über die umständliche Rechnerei. Giuseppe lockt und gurr und balzt. Flic schüttelt sich über all die Kompliziertheit, die menschliches Tun und Denken in die Welt gebracht hat, und bellt schließlich sieben Mal. Bravo! „Che bello!“

$$2 \times 5 - 1 : 3 = ?$$

Jetzt wird es richtig kompliziert. Wer weiß denn von uns noch, wie das war mit „Punkt vor Strich“? Oder müsste da nicht richtigerweise eine Klammer auf der Tafel stehen? Flic ist das alles einerlei, er schielt einfach auf das Leckerli und – bellt zwei Mal. „Bravo“ ruft Giuseppe entzückt, während wir noch mal kritisch nachrechnen und auf ganz andere Ergebnisse kommen. Egal!

Aber während Giuseppe mit wachsender Begeisterung sich nun der vierten Aufgabe auf der Tafel zuwendet und uns von Dollaro erzählt, dem Hund, mit dem er samt Rechenkünsten im italienischen Fernsehen auftrat, hören wir es draußen weit im Westen über dem Golf von Tarent zum dritten Mal donnern. Schluss mit lustig! Wir lassen Mathe Mathe sein und spürten im einsetzenden Gewitterregen den Lungomare hinunter, zurück zu LEVJE, auf der alles sperrangelweit offen steht und die wir gerade noch erreichen, bevor der große Regen einsetzt. Es wird merklich kühler, das schlechte Wetter ist da. Und mit ihm der Nordost, der uns ab heute Abend mit 5 bis 6 Windstärken in zwei Tagen übers Meer blasen soll: auf direktem Weg nach Sizilien. Nach Catania.



3. Die Überfahrt nach Sizilien. Die erste Nacht.

Mit den Gewittern ist der Wind auf Nordost gesprungen, und kaum lässt der Regen nach, vor dem wir uns in LEVJEs Inneres geflüchtet haben, da krabbeln wir wie die Maikäferlarven im Frühling aus dem Bauch des Schiffes, schauen in die wolkenschwere Abenddämmerung, legen ab und segeln los. Dahin, wo irgendwo im Dämmer die Sonne versinkt, nach Westen.

Das letzte Licht der Sonne ist verschwunden, nichts ist mehr zu sehen. Kuhnacht. Nur eine dichte Wolkendecke über uns, hinter der irgendwo der Mond steckt, und das rotgrüne Buglicht vor uns, das die Schaumkronen leuchtend grün färbt, wenn sie unter LEVJE hindurchrauschen. Und vorne am Bug ankommen und danach wieder im Dunkel verschwinden. Der Wind legt zu, je weiter wir uns von Santa Maria di Leuca ent-

fernen, er kommt genau von hinten und das macht das Segeln ungemütlich. Denn nicht nur der Wind, auch die Wellen gewinnen mit jedem Meter von der Küste weg an Höhe. Noch im Hafen haben wir die Genua gesetzt, das große Vorsegel, das Groß bleibt drin. Zu wackelig ist der Kurs, ich will trotz Baumbremse mit LEVJE im Dunkel keine Patenthalse riskieren. LEVJE beschleunigt zuerst auf 5 Knoten, später auf 7, dann auf 8 oder gar 9, wenn im Dunkel die großen Wellen aus dem Golf von Tarent heranrauschen, ihr Heck packen, um das ganze Schiff zu drehen, aus seinem Kurs zu bringen versuchen.

Segeln auf einem Boot mit achterlichem Starkwind: Das ist für jedes Boot ein anstrengender Kurs, erst recht, wenn das Großsegel drinbleiben muss. Der Wind von hinten lässt LEVJE in den Wellen geigen, sie schaukelt von liiiiinks langsam nach reeeeeechts. Und dann wieder nach liiiiiiiiinks. Und dann wieder nach reeeeeeechts. Unter Deck beginnt das Konzert: Die Gläser im Geschirrschapp klirren erbärmlich. Ein Schott beginnt rythmisch zu knarzen, immer wenn LEVJE sich auf eine Seite legt. Das feine, langsame Strömen des Wassers, das nur wenige Zentimeter von meinem Kopf entfernt an ihrer kartondünnen Außenwand entlangströmt, während ich in meiner wachfreien Zeit versuche, übermüdet ein Auge zuzumachen. Alles schwingt, wackelt, kullert im schwachen Schein des Arbeitslichts und der beiden Lampions unter Deck, die Tomaten vorne im Obstnetz haben sich ungefragt Ausgang gegeben und kullern nun mit allem, was auf dem Kartentisch lag, über LEVJEs Bodenplatten. Bleistifte, W-LAN-Router, ein paar Schrauben, Papiere, meine Blocks, eine Flasche Wasser, eine der Taschenlampen, die Salonkissen, mein blaues Tuch, die Tube Sekundenkleber, dies und das. Im Nu ist LEVJE im Dunkel unter Deck in den Zustand des existenziellen Chaos übergegangen. Nasse Segeljacken, Wäscheteile auf den Salonbänken, Seestiefel und halbfeuchte Segelschuhe, die sich dem Kullern der Tomaten begeistert anschließen. Nur der Brotlaib guckt oben aus dem Obstnetz heraus noch ruhig schaukelnd dem Treiben unter ihm zu. Liiiiiiiiiiiinks. Reecee-

eechts. Liiiiiiiiinks. Reeeeeeechts. Liiiiiiiiinks. Reeeeeeechts. Gleichzeitig das Drehen, wenn eine Welle von hinten erst das Heck hart fasst und plötzlich das Boot um 45, 60 Grad aus seinem Kurs drückt, das Heck gewaltig anhebt, unter LEVJE hindurchgeht und zuletzt das Heck im Wellental zurücklässt, während der Bug sich in den Himmel richtet. Meine Welt, LEVJEs Deck, ihr Salon, die Kojen unter Deck: Alles ist in einer dreidimensional wiegenden, vorwärts schraubenden Bewegung begriffen, in der jede eigene Bewegung nicht nur einen Kraftakt bedeutet, sondern aufrechter Gang zu ungelenktem Stolpern, Schlitern, zu einem schlagartigen Irgendwo-Halt-Suchen, Sich-Festkrallen verkümmert, weil LEVJEs Bewegung in der achterlichen Welle mal wieder unvorhersehbar war. Es ist eine Welt, die nur noch aus Bewegung besteht. Vielleicht war ja das der Grund, weshalb Jules Verne seinem Kapitän Nemo als Motto für seine Nautilus eingab: „Mobilis in Mobili“ – „beweglich im Beweglichen“.

All dies im Dunkel, all dies fast ohne Sicht. Wir haben uns in Wachen eingeteilt: Sven übernimmt die erste, sein Sohn Tino die zweite, bis etwa zwei Stunden nach Mitternacht, und dann von morgens um zwei bis fünf Uhr ist meine Wache. Ich versuche zu schlafen, während Sven oben aufpasst. Wache gehen, das bedeutet: Aufpassen, dass das Boot auf seinem Kurs bleibt. Aufpassen, das nicht eines der anderen Schiffe um uns im Dunkel – Frachter, Tanker, Fähren, Segler, die in der Nacht den Golf von Tarent ebenso queren wie wir – plötzlich auf Kollisionskurs mit uns geraten. Und aufpassen, dass alles auf LEVJE weiter funktioniert: dass der Autopilot seinen Dienst versieht, der Arme, der bei diesem Kurs enorm rackern muss. Dass das Segel richtig steht. Dass wir nicht gegen einen treibenden Baumstamm rummsen oder in eine unbeleuchtete Muschelzuchtanlage geraten.

Während Sven also oben aufpasst, versuche ich, so schnell wie möglich einzuschlafen, ein Auge zuzumachen. Es geht nicht. Ähnlich wie der ganze andere Kram rutsche, kullere ich bei jeder Schiffsbewegung auf meiner Matratze von liiiiiiiiinks nach reeeeeechts und wieder zurück, begleitet von

plötzlichem heftigen Eintauchen auf die Matratze und wieder schwerelosem Abheben, wenn die großen Wellen unter uns hindurchlaufen. Als LEVJE sich in der Welle weit nach Backbord hinüberneigt, kommen mir alle meine Pullover, Hosen, Bücher von der Steuerbordseite meiner Koje entgegen. Ein Sturzbach von Sachen begräbt mich unter sich, ein Platzregen meiner Utensilien. Noch bin ich nicht lethargisch. Noch besitze ich die Energie, mich aufzurichten. Und alles wieder an seinen Platz zu räumen im Hin und Her.

Als ich endlich einschlafe, ist Svens halbe Wache vorbei, mehr als ein Dösen, in dem mein Körper jede Welle fühlt und mein Ohr jedes Knarzen wahrnimmt, ist nicht drin. Es ist eine Welt, schaurig und schön zugleich. Schaurig, weil diese Welt all dem widerspricht und sich mit allen Kräften vehement dem widersetzt, was auch nur irgendwie mit persönlichem Wohlbefinden zu tun hat. Sie ist schön, weil den Elementen in ihrer Kraft so unglaublich nah: dem leisen Fließen der Wellen entlang der Bordwand, nur wenige Zentimeter von meinem Kopf entfernt. Dem Gluckern von 2390 Meter Wassersäule unter mir mit allem Leben, das darin wohnt in einer Welt, die wir nur ahnen können, die uns vollkommen fremd ist. Dem Wind, der LEVJE mit der Geschwindigkeit eines Marathonläufers Stunde um Stunde zuverlässig durch die Wellen treibt.

Als Tinos Wache um 11 Uhr beginnt, ist es mit Dösen und Träumen vorbei. Tino ist 19, viel mit Sven, seinem Vater, gesegelt. Aber er ist zum ersten Mal hier an Bord, er kennt das Boot noch nicht, weiß noch nicht, wo er in Dunkelheit und Geschaukel am besten seinen Lifebelt einklinkt, wo er die Kompassbeleuchtung im Fernglas anschaltet, um die anderen Schiffe im Dunkel zu beobachten. Tatsächlich hat die Batterie im Fernglas, die in den vergangenen Tagen noch funktionierte, ihren Geist aufgegeben, dann also die alte Methode, mit dem Peilkompass, um festzustellen, wo sich ein Frachter, eine Fähre oder ein Fischer hinbewegt. Drei Mal stehe ich während Tinos Wache auf, weil ich spüre, dass er nicht zurechtkommt in der Dunkelheit. Kleinigkeiten. Beim dritten Mal ist es richtig ernst: Plötzlich nimmt das Heulen und Pfeifen zu, LEVJE

hat sich quergelegt in den Wind, die Wellen treffen sie jetzt breitseits, alles Schwanken ist nun infernalisch. Ich springe aus meiner Koje und bin im Nu an Deck: Eben, als LEVJE in der Welle auf fast 10 Knoten beschleunigte, brach die Halterung an der Pinne, in die der Autopilot greift. Von einem Moment auf den anderen sind wir ohne Ruder, ohne Steuer in den Wellen. Der Wind, der LEVJE sofort anluven ließ. Ich habe die Schrauben vor ein paar Monaten erneuert, doppelt so stark wie vorgesehen benutzt. Jetzt ist eine 5 Millimeter dicke Edelstahlschraube einfach gerissen. Bleistift-dicker Edelstahl hat im Dunkel aufgegeben unter der Wucht von Wind und Wellen.

Uns bleibt nachts um 2 Uhr nichts anderes übrig, als von Hand zu steuern. Klaglos bringt Tino LEVJE wieder vor den Wind, starrt ins Dunkel voraus, während ich unter ihm am Boden liege, den Schaden untersuche und überlege, ob wir eine Reparatur jetzt gleich im Dunkel, unter Segel, im Geschaukel und Geschwanke vornehmen können. Aussichtslos. Jetzt im Finstern mit Akkuschauber rumhantieren, das gibt nur Gefummel. Also bleibt nichts anderes, als das Ruder wieder selbst in die Hand zu nehmen. Und LEVJE von jetzt an per Hand durch die Wellen zu steuern. Und neben dem Wachgehen nun auch noch stundenlang die zerrende Pinne im Dunkel zu halten.

Es ist 02:30 Uhr am Morgen, als ich Tino unter Deck schicke. Seine Wache ist vorüber, er soll schlafen. Ich setze mich, bewaffnet mit Fernglas und Wasserflasche, auf dem schwankenden Deck an die Pinne. Der Wind hat weiter aufgefrischt, es weht jetzt mit 6 Beaufort, in Böen mehr. Wir sind jetzt mitten auf dem Golf von Tarent, aus dem es von Norden heraus bläst.

Mal sehen, was die Nacht bringt auf dem Meer.

4. Die Überfahrt nach Sizilien. Der Morgen.

Ich bin müde. Kaum Schlaf vorher. Nur ein leichtes Dösen hatte sich eingestellt während meiner wachfreien Zeit, während Sven und Tino LEVJE nach Westen gesegelt haben.

Die ersten Minuten am Steuer versuche ich mich zu orientieren. Wir haben jetzt, nach siebeneinhalb Stunden, den Golf von Tarent zur Hälfte überquert, befinden uns etwa in der Mitte der großen Einbuchtung zwischen Absatz und Sohle. Der helle Schein hinter uns von Santa Maria di Leuca und Gallipoli ist verschwunden. Das Licht des Leuchtturms, der 25 Seemeilen in die Nacht leuchtet, ist nicht mehr zu sehen. Rechts vor mir, im Dunkel, ein schwacher Lichtschein, es muss Crotone sein. Die Sohle des Stiefels also in Sicht. Davor, mitten im Schwarz, ein gleißend heller Scheinwerfer, der mich blendet. Mitten auf dem Meer ein riesiger Scheinwerfer, ein irritierendes Etwas, bis mir Tino erklärt, dass ihn ein Schleppverband überholt hat. Ein Schiff, das hinter sich zwei, drei andere herzieht. Davon sieht man in der Dunkel-

heit wenig, Tino sah nur drei weiße Lichter übereinander, die den Schleppverband kennzeichnen und die quälend langsam an uns vorbeigezogen sind, Kurs Crotone. Auf dem letzten Schiff, um es kenntlich zu machen, doch wider alle seemännischen Regeln: ein strahlend heller Scheinwerfer, nach hinten gerichtet. Nach Nordwesten zu blicken, ins gleißende Licht, war also keine gute Idee. Und doch ist der Scheinwerfer eine große Hilfe, um mich einzusteuern. Wenn ich so steuere, dass ich ihn genau hinter LEVJEs Steuerbord-Want behalte: Dann halte ich genau Kurs auf Catania, unserem Ziel auf Sizilien. Also los. Schöne Idee. Aber zunächst machen mir die großen Wellen einen Strich durch die Rechnung. Sie kommen schräg von hinten. Treffen zuerst auf das Heck und drücken es, wenn ich nicht gleich Ruder lege, zur Seite. Der Bug dreht sich damit höher in den Wind, wir beschleunigen noch einmal plötzlich auf Halbwindkurs, legen uns zur Seite. Ich ziehe mit aller Kraft an der Pinne, um das Boot wieder auf Kurs zu bringen, abfallen zu lassen, die Pinne ächzt schwer, gleichzeitig zieht die nächste Welle unter uns hindurch. LEVJE geigt von links nach rechts und wieder nach links und wieder nach rechts. Und immer so weiter. Das große Geigen und Schaukeln in der achterlichen Welle, es hält weiter an, hört für einen Moment nur auf, wenn mir LEVJE unfreiwillig ausbricht und anluft gegen alle Absicht und ich sie mit Mühe und aller Kraft an der Pinne wieder auf den alten Kurs zwingen.

Nach eineinhalb Stunden, gegen 4 Uhr morgens, bin ich müde. Richtig, richtig müde. Meine Wache dauert noch eineinhalb Stunden. Ich beginne mit den alten Tricks gegen die Müdigkeit. Wasser trinken. Es ist schon nicht einfach, mit nur einer Hand die Flasche zu öffnen, zu trinken, wieder zuzudrehen. Die andere Hand muss ja mit Kraft an der Pinne bleiben. Auf die Zunge beißen, abwechselnd, immer wieder. Aufstehen, auf dem schwankenden Deck im Stehen steuern. Ein Lied pfeifen. Müdigkeit von zu wenig Schlaf, von zu viel Schwanken, vom Unterwegssein in einer Umgebung, die nur noch Bewegung ist. Wellen, die hinter mir im Dunkel heransausen, sodass ich hinaufsehen muss, kurz bevor sie LEVJEs Heck

treffen. Zur Sicherheit habe ich das Steckschott am Niedergang eingesteckt. Es verhindert im Ernstfall, dass eine Welle unter Deck gelangt, das Schiff unfreiwillig zu einer Badewanne macht. Es ist beeindruckend, wie Wellen links und rechts von uns brechen. Die Müdigkeit ist das eine. Die Schönheit der Elemente das andere. Höre ich hinaus in die Nacht, durch die wir dahinstürmen, glaube ich, im gewaltigen Rauschen in der Dunkelheit die regelmäßigen Atemzüge eines großen Lebewesens zu hören, das rhythmische Atmen eines Delphins, der neben uns herschwimmt. Oder eines Wals. Aber es ist nur das Atmen des Meeres, das ich vernehme, im Rauschen der Wellen, im Wehen des Windes das Geräusch eines großartigen Lebewesens, das da ein- und ausatmet: das Meer.

04:30 Uhr: Noch eine halbe Stunde Wache. Wieder eine Böe, eine Welle, die das Heck ausbrechen lässt. Wieder meine Mühe, mit aller Kraft die Pinne heranzuziehen, mein Boot erneut auf Kurs zu bringen. Hinter mir, langsam aus dem Dunkel aufsteigend, der hellste Stern, die Venus, die mich in den Morgenstunden immer foppt, weil ich sie für das Topplight eines Seglers halte, der hinter mir heransegelt. Ein Zeichen, dass die Dunkelheit bald ein Ende hat und der Morgen naht. Unten höre ich Geklapper. Sven schält sich aus seiner Koje. Ich sehe, wie er sich im Dämmer des Notlichts unter Deck langsam anzieht. Wasserdichte Hose. Segeljacke. Schwimmweste. Lifebelt. Alles nicht einfach im gewaltigen Schwanken, im Geigen und Sich-Schrauben durch die Wellen. Ein ums andere Mal muss Sven sich festkrallen unter Deck, irgendwo, wo er gerade Halt findet, um nicht umgeworfen zu werden. Eine Welt, die eine andere ist.

Dann steht er an Deck, ich erzähle ihm, was passiert ist, er besieht sich den Schaden und übernimmt dann das Ruder. Und ich: falle vor Müdigkeit fast den Niedergang hinunter, schäle mich mühselig im schwankenden Dunkel aus meinen Klamotten, den Stiefeln, der salzigen Schwerwetterhose, Jacke, Pullover, Unterwäsche, Hemd. Ich taumle im Schwanken noch in LEVJEs Bad, eine winzige Kammer an Steuerbord. Eine plötzliche Bewegung des Schiffes drückt mich Kopf voraus an

die Bordwand. Ich stemme mich weg. Mühsam schaffe ich es, mir die Hände zu waschen, das Salz zu spülen von den Händen, aus dem Bart. Ahhhh, kaltes Süßwasser statt lauwarmem Salzwasser, das übers Cockpit spritzt, wenn die Wellen am Heck kraftvoll brechen. Kaltes Süßwasser – ein Gedicht.

Dann kämpfe ich mich unter Deck nach vorne in den Bug, dorthin, wo Sven schlief, ich schlafe jetzt in seiner Koje, denn Tino schläft in meiner. Drei Männer und nur zwei Kojen, da ist das einfach so, wir wechseln durch.

Kaum dass ich liege und den Kopf an der Bordwand habe, dort, wo das Wasser außen an LEVJE entlangströmt, bin ich diesmal auch gleich weg. Ich brauche keinen Moment, um einzuschlafen. Schlaf, der sich wie watteweiches Blei auf mich legt. Und weg.

